

Schwierige Schüler? : Ein Lehrer erzählt aus der Praxis

Autor(en): **Keller, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **30 (1959)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schwierige Schüler?

Ein Lehrer erzählt aus der Praxis

Der Einteilung nach hätte er im letzten Frühling die Lehrabschlussprüfung bestehen müssen. Nun sitzt er aber mit den Kameraden der nachgerückten 3. Klasse in der vordersten Bank. Kein Repetent, sondern einer jener vielen, die ihre Lehre im Herbst beginnen. Sie sind das Kreuz aller kleineren und mittelgrossen Berufsschulen, weil die Zahl der Eintritte nicht ausreicht zur Bildung einer neuen Fachklasse. Man schiebt sie in eine bestehende Klasse, lässt sie im Frühling von vorne beginnen oder nimmt sie bei guter Begabung in die 2. Klasse, wobei sie dann eben am Schlusse zweimal im 3. Kurse sitzen.

Vom Wiedersehen war ich wenig erbaut. Am Ende des Wintersemesters kam es mir wie eine Erlösung vor, als ich dem renitenten, schwatzhaften und meistens sehr oberflächlich arbeitenden Lehrling das «letzte» Semesterzeugnis aushändigte. Er nahm es auch mit dem bekannten lächelnd-höhnischen Schmunzeln entgegen, mit dem er uns zeigen wollte, wie wenig ihn die schlechten Noten in einigen Fächern beeindruckten.

Als «Fremder» im neuen 3. Kurs ist sein Verhalten noch einige Grade unangenehmer geworden. Schlimmer als offene Auflehnung ist passive Resistenz! Dieser gibt er sich mit ausgesprochenem «Fleisse» hin. Auch im Schwänzen ist er nun aktiv geworden; er könne meinem Unterricht nichts mehr abgewinnen, erklärte er kürzlich seinem Meister!

In einer der letzten Stunden setzten wir uns anhand des Leseheftes vom «Gewerbeschüler» mit dem Pseudo-Existenzialismus auseinander. Anschliessend bot ich Gelegenheit, schriftlich Fragen zu stellen oder über Erlebnisse zu berichten, die mit dem Inhalt des Heftes in irgendeinem Zusammenhang standen.

Auch der «Schwänzer» schrieb. Die Arbeit gehört sogar zu den besten und fleissigsten aller drei Jahre. In knappen 50 Minuten schrieb er sich eine Last von der Seele, ohne ein einziges Mal nach links oder rechts zu schauen. (Es folgt hier die wörtliche Wiedergabe mit wenigen orthographischen Korrekturen.)

«Ich bin schon als 12jähriger nicht mehr zur Kirche gegangen. Warum? Weil ich an nichts glaubte. Meine Eltern schickten mich wohl hin; aber ich ging nicht. Es war furchtbar für mich, 1½ Stunden in der Kirche zu sitzen und etwas anzuhören und anzusehen, was mich ein furchtbarer S... dünkte. Mir wurde meistens übel. Es gab auch noch einen andern Grund.

Ich war etwa 9- oder 10jährig. Es war in der Neujahrsnacht. Meine Eltern wollten noch etwas ausgehen. Da passierte ein Unglück. Meine Mutter brach beide Beine und die Achsel. Ich wurde zur Grossmutter gebracht, zur Mutter meines Vaters. Am Anfang war sie recht zu mir, fast heuchlerisch. Doch später musste ich schon morgens um 5 Uhr aufstehen, das Vieh füttern, melken und misten. Die Grosseltern entliessen ihren Knecht und verwendeten mich als solchen. Ich musste schuften wie verrückt, nebenbei noch zur Schule gehen. Daheim liess sie mir kaum Zeit für die Aufgaben. Das Essen wurde immer schlechter. Mein Vater glaubte mich in guter Obhut und kam nicht sehr oft auf Besuch. Meine Mutter lag noch immer im Spital. Die Brüche wollten nicht heilen. Ich betete und hoffte, Gott würde

mich erhören. Ich sehnte mich nach Mutterliebe. Ich wurde verbittert und magerte ab. Auch begann ich noch meinen Vater zu hassen, weil er so selten kam. Doch eines Tages fiel meinem Vater auch etwas auf. Ich erzählte ihm alles. Das war nicht früher möglich gewesen, weil mich die Grossmutter höchst selten und nur für ganz kurze Zeit allein liess. Ich hatte Angst vor ihr. Der Vater glaubte mir nicht. Er hatte genug mit der Versicherung, die nicht zahlen wollte, und mit sich selbst zu tun. Er reiste wieder ab. Zwei Jahre ging das so. Ich betete noch immer. Endlich konnte meine Mutter nach Hause. Aber ich wurde auch dann noch nicht geholt. Es hiess, Mutter müsse sich schonen. Der Vater schickte Geld, auch Sackgeld, wovon ich jedoch nie etwas sah. Ich schwor mir im Geheimen, die alte Hexe umzubringen. Als ich 11 Jahre alt war, hatte ich einen Plan entwickelt. Mein Hass war fürchterlich. Die Alte sah jeden Morgen nach dem Vieh. Sie musste durch das Tenntor. Ich schaffte einen ziemlich schweren Balken auf die Heubühne und lauerte dort am andern Morgen auf. Ich schlotterte, und meine Zähne klapperten. Da hörte ich ihre schlurfenden Schritte. Als sie auf die Stalltüre zuschritt, die unter mir lag, schob ich den Balken mit aller Kraft hinunter. Das verursachte viel Geräusch. Sie schrie auf vor Schreck und sprang zur Seite. Ich hatte nicht ihren Kopf, sondern nur die Schultern getroffen. Das war jammer-schade. Wie gern hätte ich ihren zermalnten Schädel gesehen. So aber lief ich weg. Drei Tage hielt ich mich im Wald versteckt.

Ich bete seit vielen Jahren nicht mehr. Ich habe zuviel erlebt, als dass ich noch glauben könnte. Ich hasse die Frau noch heute, auch wenn sie immer Kontakt mit mir sucht. An Weihnachten bekomme ich Pakete, die ich aber wieder zurückschicke».

*

Drei Jahre lang hat er mir Mühe und Unlust bereitet. Seine Renitenz wirkte ansteckend. Sobald er Forderungen gegenüberstand und Autorität roch, zeigte er die Stacheln. Auf einer Exkursion bewies er während der Carfahrt beachtliches Können auf seiner Mundharmonika. Mit den modernsten Schlagern wusste er stundenlang seinen Kameraden ein Mitsummen zu entlocken. Nicht nur Freude am Musizieren steckte hinter diesem Fleiss. Sie war mit Auflehnung gemischt. Er feierte einen zwiefachen Triumph: die Bewunderung durch seine Kameraden und das Wissen um mein Missbehagen über das stundenlange Anhören und Berieseltwerden mit sinnlosen Schlagertexten. Jetzt konnte er etwas heimzahlen, und das Leuchten seiner Augen verriet die Genugtuung.

Nun hat er seine Last von der Seele geschrieben. Es braucht Mut zum Geständnis, man sei bereit gewesen, einen Menschen zu töten. Selbstgerechte werden sich darüber entrüsten und von jugendlichem Gangstertum reden.

Ich kann das nicht. So schlimm auch alles ist, ich stehe heute in einem Gefühle der Schuld und erlebe wieder, was schicksalhaft in die Lebensarbeit des Lehrers eingewoben ist: «Wenn ich das doch nur am Anfang gewusst hätte...!»

Zu ändern ist nichts mehr. Die Tatsache, dass er in

einer der letzten Stunden den Mut zu einem Geständnis gefunden hat, mag vielleicht ein Hinweis darauf sein, dass er trotz allem in meinem Bemühen nicht nur Zwang und blinde Autorität, sondern auch aufrichtigen Versuch menschlicher Führung gespürt hat.

Zu tun bleibt unter vier Augen nur noch das eine: ihm klarzumachen, dass er im Begriffe ist, aus der Bedrückung seines Jugenderlebnisses heraus den Hass gegen

Autorität allgemein auf Vorgesetzte und Uebergeordnete zu übertragen und zu fixieren. Ohne Zweifel müssten daraus auch für seine spätere Berufsarbeit und das Zusammenleben schwere Spannungen entstehen. Gelingt es, mit der Aufdeckung der Zusammenhänge diese bereits vorhandene Fixierung zu lösen, dann hat sein letzter Aufsatz wahrlich Segen gebracht.

Hans Keller, Baden (Schweiz. Lehrer-Zeitung)

Verzeichnis der Diplomarbeiten Doppelkurs A 1957/59 der Schule für soziale Arbeit Zürich

Gertrud Altorfer: Der unfreiwillige Wohnungswechsel. Eine Untersuchung über die Frage, wie eine Anzahl Familien die Wohnungsfrage löste, nachdem sie die alte Wohnung wegen Abbruch des Hauses verlassen musste.

Rita Beck: Der italienische Arbeiter ohne seine Familie in der Schweiz.

Walter Beck: Die Erziehungsaufsicht nach Art. 283 ZGB über Kinder aus geschiedenen Ehen, die ihren Müttern zugewiesen wurden.

Margrit Diener: Das halboffene Heim im Rahmen der beruflichen Wiedereingliederung psychisch Kranker.

Anita Fontana: Der alte Flüchtling im Flüchtlingsheim.

Ruth Felix: Das Pflegekinderwesen im Bezirk Baden.

Loni Furini: Behinderte gehen schwimmen.

Mengia Gentsch: Problematik der periodisch-temporären Familientrennung im Hochgebirgs-Kraftwerkbau.

Beatrice Gyga: Die Fürsorgerin im kinderpsychiatrischen Dienst.

Anita Kasper: Zusammenarbeit zwischen Jugendsekretariaten und Frauenvereinen im Kanton Zürich.

Marta Kneubühl: Die Eingliederung ehemaliger Tuberkulosekranker auf Grund des kaufmännischen Kurses im «Appisberg».

Marguerite Plancherel: Soziale Auswirkungen der Angina Pectoris und des Herzinfarktes.

Martha Zogg: Die Familie des Strafgefangenen.

Die Arbeiten können bei der Bibliothek Pro Juventute, Seefeldstrasse 8, Zürich 8, leihweise bezogen werden.

Das halboffene Heim im Rahmen der beruflichen Wiedereingliederung psychisch Kranker

Diplomarbeit der Schule für Soziale Arbeit Zürich, März 1959* Verfasserin: Margrit Diener

Die Zahl der jährlich aus der Zürcher Heilanstalt Burghölzli geheilt und gebessert entlassenen Kranken beträgt ungefähr 750. All diesen austretenden Frauen und Männern erlaubt es der Gesundheitszustand, wieder in die Erwerbstätigkeit zurückzukehren. Nur einem Teil von ihnen ist jedoch die reibungslose Wiederaufnahme der Arbeit möglich. Bei vielen ergeben sich grosse Schwierigkeiten, die ohne Hilfe nicht überwunden werden können. Die Heilanstalt ist bestrebt, ihren Patienten diese Hilfe zu gewähren. Eine der arbeitsfürsorgereichen Massnahmen, das halboffene Heim, wird in dieser Diplomarbeit etwas eingehender beleuchtet.

Anschliessend an einige kurze allgemeine Gedanken über Wiedereingliederung wird versucht, Besonderheiten der beruflichen Wiedereingliederung psychisch Kranker aufzuzeigen. Als besondere Probleme betrachtet man die Wesensänderung infolge psychischer Erkrankung, die negativen Auswirkungen des Anstaltsaufenthaltes auf den Kranken und die Vorurteile der Umwelt gegen psychisch Kranke und Heilanstalten. Hieraus lassen sich die verschiedenen Aufgaben, die sich bei der Rückführung hospitalisierter Kranker in die Erwerbstätigkeit stellen, herausarbeiten. Es zeigt sich, dass der Patient der Hilfe bedarf zur Entlassungsreife, bei der Abklärung der persönlichen Arbeitsmöglichkeiten, bei der Stellensuche, für den Stellenantritt, bei Schwierigkeiten am Arbeitsplatz und schliesslich auch, um sich ausserhalb der Anstalt zu halten.

Als praktisches Beispiel eines halboffenen Heimes wird die «Stephansburg» (Kantonales Heim für Frauen und Töchter Zürich), welche der Heilanstalt Burghölzli angegliedert ist, gewählt. An ihr werden das Wesen und die Hilfsmöglichkeiten eines halboffenen, durch ausgebildetes Personal geleiteten und von einem Arzt, dem eine Fürsorgerin zur Seite steht, betreuten Heimes gezeigt.

Die vorhin erwähnten Aufgaben der beruflichen Wiedereingliederung werden einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Praktische Beispiele aus dem Heim unterstützen die Erläuterungen. Es wird zu zeigen versucht, welchen Beitrag das halboffene Heim mit den ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten leisten kann. Zur Abklärung der Frage dienten Besuche im Heim, Unterredungen mit der Heimleiterin, der Anstaltsfürsorgerin und einzelnen Patientinnen. Ausserdem standen die ärztlichen Krankengeschichten und die Fürsorgeakten zur Verfügung. Es stellte sich heraus, dass das Heim in allen sich stellenden Aufgaben, die hier interessieren, wirksame Hilfe bieten kann.

Die Arbeit schliesst mit dem Wunsch, der Kanton Zürich möchte auch für die männlichen Patienten der kantonalen Heilanstalt eine Uebergangslösung in Form eines halboffenen Heimes errichten.

* Ausleihe durch Bibliothek Pro Juventute, Seefeldstrasse 8, Zürich 8.